



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schölermann, Wilhelm: Rassen und Kriege : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unterliegen, befreien könnten. Dazu ist aber bei der Lage der Dinge nur wenig Aussicht.

„Papierne Reformen, so schließt der erfahrene Staatsmann, sind nichts als große Enttäuschungen; es handelt sich in erster Linie um die Anstellung von einigen unter europäischer Mitwirkung gewählten Ehrenmännern als Gouverneure der Provinzen. Nur dann erst kann Sicherheit für Leben, Eigentum und Glauben in einem der schönsten Landstriche der Welt erwartet werden, der durch unsre Mithilfe mehr als ein halbes Jahrhundert lang unter der Herrschaft eines als lasterhaft, verderbt und grausam bekannten barbarischen Despotismus gelitten hat.“

Hoffen wir, daß die deutsche Freundschaft nach einem weitem Menschenalter nicht auf Grund gleicher Erfahrungen ein ähnliches Geständnis abzugeben hat!



Rassen und Kriege

(Schluß)



Das einzige Volk, das den Engländern zur See zeitweise überlegen war, sind die Niederländer gewesen, also die eignen stammverwandten Friesen. Mit einem Besen an der Mastspitze, womit er die See von Engländern rein segeln wollte, segelte van Tromp die Themse bis nach London hinauf. Im Rijksmuseum in Amsterdam fand ich noch alte, in den Seegefechten erbeutete englische Standarten, gewiß seltne Trophäen, auf die Mynheer stolz ist, weil er weiß, daß ein eroberter Union Jack anderswo kaum zu finden sein dürfte. Auf dem Gebiet der technischen Erfindungen für die Marine sind die Franzosen den Engländern mehrfach voraus gewesen. Dennoch haben sie die meisten größern Seegefechte verloren. An Zahl waren sie, im Verein mit den Spaniern, bei Trafalgar im Vorteil (41 Schiffe gegen 31).

Zahlen allein machen den Gefechtswert einer Flotte nicht aus; daß es viele gute französische und schlechte englische Matrosen giebt, will auch nichts heißen; wo der Durchschnitt am tüchtigsten ist, das muß zuletzt entscheiden. Und den hat von jeher und auch heute noch ganz zweifellos die anglo-germanische Rasse. Nicht durch mutiges Fechten und kühne Todesverachtung allein lassen sich Seeschlachten schon gewinnen, sondern durch eine mit diesen Eigenschaften verbundene kaltblütige Besonnenheit und Geschicklichkeit. Ein britischer See-

offizier, der in Kiel bei der Einweihung des Nordostseekanals mit mir über die relative Stärke der Flotten sprach, äußerte sich sehr anerkennend über unsere Marine, namentlich über das „lebende Material.“ „Wir legen darauf stets den Hauptwert, daß die Deutschen sind gute sailors, meinte er. Ist denke, Ihre Marine heute ist besser als die französische.“ „Aber nicht halb so groß,“ wandte ich ein. Oh that does'nt matter, antwortete er ruhig. Im Laufe des Gesprächs berührte er die Rassenfrage wiederholt und vertraute mir ganz freimütig an, daß in englischen Marinekreisen ein deutsches Panzerschiff höher eingeschätzt wird, als irgend ein andres. In England giebt es ein Sprichwort, das namentlich von Pferdezüchtern oft gebraucht wird, nämlich: Blood tells. Das wenden die Engländer auch auf Menschen an, und mit Recht. Blood tells, sagte lächelnd der Offizier, als er einige ausländische Matrosen vorübergehen sah, gegen die unsere Blaujacken, und ich darf hinzusetzen, auch die englischen, recht vorteilhaft abtachen.

Persönliche Erlebnisse haben nur einen relativen Wert und können nicht ohne weiteres verallgemeinert werden. Dennoch sei mir hier erlaubt zu sagen, daß mir tüchtige englische und amerikanische Seeleute (desgleichen die Skandinavier, die sehr gesucht sind) dasselbe Vertrauen eingeflößt haben wie meine Landsleute. Mit den berühmtesten englischen Kohlendampfern habe ich zweimal intimere Bekanntschaft gemacht. Die sind allerdings nicht besser als ihr Ruf. Aber in Seegefahr habe ich auch gutes angelsächsisches Blut kennen und schätzen lernen und kann bestätigen, daß „Blut sich bewährt.“

Nach dem ersten Zusammenstoß zwischen den Spaniern und Amerikanern bei Manila veröffentlichte ich einen kurzen Aufsatz: „Was lehrt die Seeschlacht bei Cavite?“^{*)}, worin die Frage der „schlechtdisziplinierten amerikanischen Mannschaften“ berührt wird. Es sei erlaubt, hier ein paar Sätze daraus einzuschalten, weil deren Richtigkeit durch die Thatfachen bestätigt wurde.

„Man unterschätzt in Europa den Gefechtswert des Rohmaterials, aus dem die Besatzung der amerikanischen Marine zusammengesetzt ist. Im Ernstfall wird es sich besser bewähren, als man bei uns vielfach anzunehmen geneigt ist. Wer Gelegenheit gehabt hat, in den Vereinigten Staaten oder in England auf Schiffen und Kriegswerften Beobachtungen zu sammeln, der gewinnt eine wesentlich andre Auffassung. Diese rohern Elemente werden gut zusammen arbeiten und sich schlagen, sobald ihre ganze Aufmerksamkeit und Energie durch die zwingende Gewalt der Umstände auf einen Punkt konzentriert wird. Diese Beobachtung hat man wiederholt gemacht. Diese Leute fechten aus angeborener Rauflust und wissen, daß ihnen in der Schlacht eine Widerseßlichkeit teuer zu stehen käme, daß ihnen also nichts andres übrig bleibt, als die Kanonen fleißig zu bedienen und sich tüchtig zu rühren. Rechnet man dazu den wirklich hervorragenden angeborenen Korpsgeist, der allemal durch-

*) „Allgemeine Zeitung,“ Chemnitz.

bricht, wenn amerikanische oder englische Matrosen eine anstrengende oder gefahrvolle Arbeit zu verrichten haben, dann das fanatische Nationalgefühl, das jeder Schuhpußer oder Cowboy mit der Geburt schon auf die Welt bringt, so ist damit ein wichtiges Bindemittel rassenpsychologischer Natur gegeben, das im Kriege seine erhöhte Bedeutung gewinnt.“

Solche Beobachtungen wurden für mich maßgebend für die Einschätzung des Gefechtswertes der amerikanischen Marine. Nicht, daß unsre einen Vergleich zu scheuen brauchte. Ebenso tüchtig an physischem Material, ist sie der englischen und amerikanischen noch überlegen an geistigen und moralischen Kräften. Im Kriegsfall kann und wird sie es heute schon mit einer feindlichen Übermacht aufnehmen. Wie manche unsrer Offiziere und stämmigen Blaujacken warten mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, ihre zurückgehaltne, im eisernen Pflichtgefühl gestählte Überkraft einmal ordentlich auszulassen. Jedesmal, wenn ich die Kieler Förde vor mir liegen sehe, überkommt mich der Gedanke: wie viel konzentrierte Spannkraft ist hier aufgespeichert in diesem kleinen Hafen!

Das Wesen der Disziplin liegt der deutschen und angelsächsischen Rasse im Blut. Der deutsche Soldat von besserer Intelligenz ist stramm von Natur. Nicht auf sklavischer Furcht und gedankenlos-mechanischer Unterwürfigkeit ist das Verhältnis zwischen unsern Offizieren und Mannschaften aufgebaut, sondern auf strenger Pflichterfüllung und Gerechtigkeit. Bei aller „Strammheit“ ist das Band der Treue und Aufopferungsfähigkeit gegenseitig geknüpft. In Schlachtennot und Gefahr tritt der Soldat für seinen Offizier und der Offizier für seine Leute ein. Darum gehorcht der Soldat gern und vertraut sich seinem Führer an. Das ist die echte Mannszucht, die von innen heraus wächst, und die instinktiv die strenge Einordnung in die Vorschriften und Rangstufen unsrer Heeresmaschine als das Symbol der Zusammengehörigkeit empfindet, als den formalen Ausdruck für den lebendigen Willen des Ganzen. Wäre das nicht, so könnte keine menschliche Gewalt eine wahre Mannszucht, die im Augenblick der Entscheidung stichhalten soll, in ein freies und selbständiges Volk hineinbleuen. Sie muß in der Stammesart wurzeln, im Pflichtbewußtsein und im Korpsgeist. Dann wird sie zu einer seelischen Macht im Kriege, die bei guter Führung eine Übermacht an Roß und Reiter, Kanonen und Pulver aufwiegt. Die echte Disziplin soll das Rohe im Soldatenberuf unterdrücken und an Stelle des Raufbolds den Helden im Krieger entwickeln. Mannszucht hat den Zweck, wie ihr Name anzeigt: Männer zu züchten. Es giebt in der deutschen Sprache wenig Wörter, die das Wesen einer seelischen Kraft klarer und kürzer bezeichnen, als dieses.

Folgende Stelle aus einem Werke John Ruskins drückt das Wesen der Disziplin in klaren Worten aus: „Der Offizier, der die engsten Beziehungen zu seinen Leuten hat, ihre Interessen und ihr Leben am höchsten einschätzt, wird durch ihre Hingebung an seine Person und durch das Vertrauen auf

feinen Charakter ihre Leistungsfähigkeit auf eine durch keine andern Mittel erreichbare Höhe bringen. Ein Angriff mag manchmal gelingen, wiewohl die Leute ihren Vorgesetzten nicht lieben. Eine Schlacht wird selten gewonnen, wenn die Soldaten ihren General nicht lieben."

Ein Blick auf die Geschichte genügt, zu erkennen, daß mit Minderheiten fast ebenso viel Siege erfochten wurden, wie mit Mehrheiten. Die Namen: Marathon, Salamis; Roszbach (22000 : 43000); Leuthen (34000 : 90000); Hemmingstedt und Eckernförde; in neuester Zeit Mars-la-Tour und Belfort sind eine Kette von lehrreichen Beispielen, die aus jedem Jahrhundert vervollständigzt werden können. Für die Theoretiker der Zahlen und der mechanischen Weltanschauung wäre es manchmal von Nutzen, wenn sie durch die Außenseite der Dinge ins Innere blicken könnten. Dazu reicht das kleine Einmaleins doch nicht aus. Im Psychologischen kann unter Umständen: ein mal eins = drei sein.

Wenn ich behaupte, daß der Begriff der Disziplin im weitern Sinne auch in den Engländern und Amerikanern vorhanden sei, so wird jeder Zweifler verlangen können, daß ich ihm Beweise gebe. Hier also ein Beispiel. Ein mir befreundeter deutscher Offizier, mit dem ich vor dem Kriege in den Vereinigten Staaten zusammen gereist war, schrieb mir von Tampa aus einen längern Brief voll interessanter Bemerkungen über die unglaublichen Zustände in der Armee von Uncle Sam. Da sie in der Hauptsache das ohnehin schon oft Erörterte bestätigen, so möge hier nur die Stelle seiner Mitteilungen wiedergegeben werden, die auf die Truppen selbst einige Schlaglichter wirft.

"In recht bedauernswertem Zustande, so schreibt mein Gewährsmann, hatten die Leute das Lager von Tampa bezogen, um nach Kuba eingeschifft zu werden. Nichts klappte in Hinsicht auf Transport, Proviant, Ausrüstung, Organisation. Die Eisenbahnen benutzten die Verlegenheit der Regierung, um schwindelhafte Geschäfte zu machen. Der Kriegssekretär Alger, ein echter Yankeepolitiker, soll später in den Anklagezustand versetzt worden sein. Die Truppen aber machten trotz der ausgestandnen Mühsale einen leidlich guten Eindruck; physisch sogar hervorragend, auch die volunteers. Sie hatten guten Humor und frische, intelligente Gesichter. Ab und zu eine Galgenphysiognomie dazwischen, hager und gebräunt. Murren und Unbotmäßigkeit bemerkte ich nicht. Die Leute halfen sich selber, so gut es ging, mit einigen Flüchen zur »Erleichterung« gegen die Hitze. Es war ein außergewöhnlich heißer, schwüler Nachmittag. Als die Zelte aufgesteckt waren, warf sich jeder hin, wo er stand, in oft recht »malerischen Stellungen« von Armen und Beinen, wie Sie das ja auch an den Yankee kennen. Ich benutzte die Gelegenheit zu ein paar Momentaufnahmen, die Ihnen Spaß machen werden, wegen der »ungewöhnlichen Gruppierungen.« Drei Stunden wurde geruht. Da kam plötzlich der Befehl zum Aufbruch. Sie hätten sich gewundert, wie smart das ging! Im Nu war Leben in die bunt durcheinander gewürfelten Gruppen gefahren. Die Kerls

arbeiteten einander in die Hände wie beim base-ball-Spiel. Etwas viel Geschrei machten sie dabei, aber es war »Zug« darin. Fünf Minuten später waren alle Zelte zusammen gepackt. Ich mußte unwillkürlich an die »affenartige Geschwindigkeit der Preußen« denken. Es waren übrigens auch eine Menge Leute, die deutsche Namen hatten, darunter, Nachkommen von Deutschamerikanern. Ich sagte mir: mit einem Exerziermeister wie Steuben und Generalen wie Kalb und Washington ließe sich aus diesem Material etwas Brauchbares schaffen.“

Da der Brief eine scharfe und praktische Beobachtungsgabe mit Unparteilichkeit verbindet und nicht vom amerikanischen Standpunkt urteilt, so verdient er gewiß die Beachtung des deutschen Lesers. Wer übrigens in England gelebt und in großen Städten jahrelang den geschäftlichen und sozialen Verkehr mitgemacht hat, der wird mir bestätigen können, daß die Regelung des Straßenverkehrs in der City, die Pünktlichkeit der Eisenbahnen, die absolute Autorität der Schutzleute — auf das Fingerzeichen eines policeman stehn, ohne Lärm, die dichtgedrängten Wagenzüge selbst an den belebtesten Straßenecken, fünf, sechs Reihen tief, wie angewurzelt —, die Abwicklung der Geschäfte mit viel Geld und wenig Worten, die Ruhe und Gleichmäßigkeit im Gang der alltäglichen business-Routine, die Zuverlässigkeit des Engländers bei Verabredungen und Versprechungen, daß alle diese und noch viele andre kleine Züge die Anlagen des Angelsachsen zu gemeinsamer disziplinierter Arbeit ins deutlichste Licht rücken. Es berührt mich darum auch mehr komisch als unangenehm, wenn der Durchschnittsengländer oder Amerikaner die straffe Disziplin unsrer Heeresorganisation für etwas Unnötiges, Aufgezwungnes hält. Er übersieht die andersartigen Existenzbedingungen unsers Staates und verkennet zugleich einen Hauptzug in der Rassenverwandtschaft!

Der Erzählung eines englischen Kriegskorrespondenten auf Kuba, der Augenzeuge der drei Schlachttage vor der Einnahme von Santiago war, ist folgende Schilderung entnommen. „Die Yankees waren mit ihren Kragh-Jorgensengewehren den kleinkalibrigen Infanteriegewehren der Spanier gegenüber im Nachteil, like the Germans against the Chassepots in 1870, heißt es in dem Bericht. Der immense Vorteil des rauchlosen Pulvers zeigte sich namentlich bei dem blutigen Angriff auf El Caney, wo ganze Reihen der stürmenden rough riders und des Newyorker 101. Regiments durch das spanische Schnellfeuer niedergestreckt wurden. Einige Augenblicke schien die Wirkung geradezu verheerend; aber Oberst Roosevelt und die rough riders drangen vor mit einem eheer. Die Spanier wurden aus einer Schanze in die andre zurückgeworfen, teilweise noch im letzten Anlauf mit dem Bajonett, also nicht in voreiliger Flucht; wirkliche Feigheit ist bei den Spaniern in keinem einzigen Falle nachgewiesen.“

Die Bemerkung des Engländers über die „Chassepots in 1870“ ist be-

zeichnend für seine Auffassungsweise. Als die böhmischen Schlachten geschlagen waren, redete man sich in Osterreich auf die preußischen Zündnadelgewehre heraus und versuchte die Niederlage von Königgrätz mit dieser Überlegenheit der preußischen Waffen zu bemänteln, obwohl von preußischer Seite vier Armeekorps gegen sieben von acht Uhr morgens bis gegen ein Uhr mittags eine Angriffsschlacht führen mußten gegen eine Stellung, die von ganz ausgezeichneteter, dazu an Zahl weit überlegener Artillerie unterstützt wurde. Warum hat denn vier Jahre später die überlegene französische Infanteriewaffe nicht gleiches mit gleichem vergolten und Rache für Sadowa genommen? Kurz vor Ausbruch des Krieges dachte man in Preußen an eine Verbesserung der Waffe. Da kam die französische Kriegserklärung dazwischen, und nun blieb es beim alten Gewehr. Warum? Unre Soldaten kannten ihre Waffe und hatten sich an ihren Gebrauch gewöhnt. Der Feind hatte weittragende Geschosse, gegen die unre Infanterie erst auf etwa dreihundert Meter wirken konnte. Grund genug für uns, das eigne Pulver nicht nutzlos zu verknallen, sondern möglichst rasch an den Feind zu kommen. Wer kann sagen, wie weit unre Erfolge im letzten Grunde auf diese moralische Seite der altpreußischen Tradition des Drauflosgehens zurückzuführen sind? Oder siegte 1870 wirklich nur die bessere Marschdisziplin, wie Dr. Peters anzunehmen scheint in seinem Brief an die Magdeburgische Zeitung? Wer die Spicherer Höhen gesehen hat, wird wissen, daß sie etwas zu uneben und steil sind, als daß sie eine schnurgerade Marschlinie zulassen könnten. Die Pommern sind jedenfalls nicht dahin marschiert, sondern gelaufen und geklettert, so gut sie konnten. Und das rücksichtslose Vordringen und Sichopfern der preußischen Garden gegen die unabsehbaren Linien der Chassepots bei St. Privat la Montagne hatte die weite, offene Strecke des von Heldenblut getränkten Feldes vorgearbeitet, damit das tapfere 12. Armeekorps die Entscheidung gegen Abend herbeiführen konnte. Diese Dinge haben mit Parademarsch und Kasernendisziplin unmittelbar gar nichts zu thun. Mittelbar stehn sie freilich unter einander vielfach im Zusammenhang.

Die moralische, also seelische Wirkung eines heroischen Angriffs gegen bessere, weittragendere Waffen hat schon oft das Vertrauen des Verteidigers in seine bessern Waffen erschüttert und eine Panik verursacht. Ein mit eiserner Entschlossenheit unter Benutzung aller Vorsichtsmaßregeln, sowie Terrain- und Deckungsvorteile ausgeführter Angriff wird wohl unter allen Umständen seine Geltung behalten, wie sehr auch die moderne Waffentechnik die Kampfmittel verbessern mag. Daß in künftigen Kriegen die entscheidenden Schlachten jemals ganz aus der Entfernung geschlagen werden können, sozusagen „ohne daß man den Feind sieht,“ scheint doch — ähnlich wie das ewige Prophezeien hinsichtlich der Wertlosigkeit der Reiterei — auch eine von den grauen Theorien, die die Praxis gründlich korrigieren wird. Noch so vollkommene Zerstörungswerkzeuge

werden und können niemals die Grundkräfte der menschlichen Seele aus der Welt schaffen. Auch aus Magazingewehren und Schnellfeuergeschützen trifft gottlob nicht jede Kugel!

In dem Volksstamme der Anglo- und Nordgermanen, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet und erhalten hat, scheint eine Kraft zu leben, die mit dem Ausdruck „Reservefonds“ vielleicht am zutreffendsten bezeichnet werden kann. Er hat einen gewissen Überschuß an Widerstandskraft und Ausdauer, der, durch Umstände gereizt und aufgestachelt, aus seiner Ruhe hervorbricht, sobald eine schwere Prüfung kommt. Das Wesen der Disziplin und Zucht, im letzten Grunde ein bewußtes oder instinktives Zusammenwirken vieler Einzelkräfte im Dienste eines gemeinsamen Ziels materieller und ideeller Art, das entwickelt dieser Volksstamm von selbst immer in Zeiten der Abwehr, Not und Gefahr. Bei plötzlichen Katastrophen — zum Beispiel Schiffsuntergang, Zusammenstößen und den damit verbundenen Rettungsarbeiten — oder in der Schlacht zur See und zu Lande bricht dieser Rassenzug mit elementarer Kraft hervor.

Die Gegner der Rassentheorie pflegen meistens den Einwand zu erheben, daß es ja doch „keine ganz reinen Rassen“ mehr gäbe. Sehr richtig. Darauf kommt es auch gar nicht an, denn Rassenblendungen gaben oft die tüchtigsten Menschen, die stärksten, begabtesten und schönsten an Geist und Körper. Wenn wir von Rassen sprechen, so kann nur darunter verstanden werden, daß durch das starke Vorherrschen einer Rasse der Typus und der Prozentsatz ihres Blutes auch vorherrschen muß. Örtliche und klimatische Verhältnisse tragen außerdem noch dazu bei, fremde Elemente umzubilden und anzupassen, sie dem heimatischen Boden einzupflanzen und wurzelecht zu machen. Solchen Einwänden gegenüber hält also die Rassentheorie vollkommen Stand.

Wer übrigens zufällig Gelegenheit gehabt hat, die Listen der in den Kämpfen auf Kuba gefallenen Amerikaner in den dortigen Zeitungen zu lesen, der wird kaum überrascht gewesen sein, in den Namensaufzählungen über ein Drittel zu finden, das auf deutschen Ursprung zurückzuführen war. Viele hatten sogar ihr ehrliches deutsches „mann“ mit zwei n behalten. Ob das uns freut oder nicht, mag dahingestellt sein; es war von jeher deutsche Eigentümlichkeit, für andre Leute die Schlachten schlagen zu helfen, ohne viel danach zu fragen, warum. Deutsche sind durch zwei Jahrhunderte lang „kosmopolitische Soldaten“ gewesen. Man mag auch heute bedauern, daß infolge des europäischen Platzmangels die deutsche Auswanderung dem Vaterlande manche rüstige Volkskraft entzieht. Man mag den Durchschnittsdeutschen tadeln, wenn er so wenig Nationalstolz hat, daß er immer in eine fremde Haut hineinzuschlüpfen bereit ist — ein Charakterfehler, der übrigens durch unsre großen politischen Volkserzieher schon merklich gebessert worden ist, auch im Auslande wirklich abgenommen hat. In den Vereinigten Staaten liegt die Sache aber doch anders;

das deutsche Element ist dort schon eine Macht, eine stark zunehmende politische und soziale Macht geworden, eine Macht, die zum Heil des Adoptivvaterlands und jedenfalls nicht zum Nachteil des Mutterlands in die Waagschale fallen dürfte. Die damned Dutchmen sind keineswegs mehr verachtet, höchstens noch hier und da gehaßt aus denselben Gründen, wie sie von den untern Klassen in England aus Konkurrenzneid angegriffen werden: das aber ist die Brotfrage, nicht Rassenfeindschaft. Rassenfeindschaft der tiefsten, unverföhnlichsten Art kommt bei unserm Bundesgenossen im Südosten, in der Armee des Kaisers Franz Joseph, weit stärker in Betracht als bei den Angelsachsen. Es hieße Vogel Strauß spielen, wollten wir Deutschen uns länger verhehlen, daß der Zersezungsprozeß der habsburgischen Kronländer schon tief in die Armee eingedrungen ist. Sde ist ein kleines Wort, aber dem Dreibund bedeutet es als rassenpsychologisches Symptom mehr als ein Armeekorps. Daß der einheitliche Gefechtswert des österreichischen Heeres — von jeher nicht seine stärkste Seite — durch dieses aufs tiefste hinabsinkt, bedarf keiner nähern Erörterung vor deutschen Lesern.

Wichtiger noch für die Weltlage ist der russisch-englische Gegensatz in Asien, der uns nicht gleichgiltig sein kann. Bei uns scheint man vielfach geneigt, die Russen schon als die Erben Großbritanniens in Indien zu betrachten. Wie weit der Wunsch hier der Vater des Gedankens ist, lasse ich dahingestellt. Zunächst ist wichtig, daß die Russen die Angreifer, die Engländer die Verteidiger sein werden. Die moralische Spannkraft wird also bei den Engländern weit höher sein müssen als bei den Russen. Gerade in der Verteidigung kommt aber dem Briten die Hartnäckigkeit und zähe Entschlossenheit seiner Rasse sehr zu statten. Zur See sind die Briten, zu Lande die Russen weit überlegen. Gelingt es Rußland die indischen Stämme zur Mitwirkung zu veranlassen, so hat es viel, aber noch nicht alles gewonnen. Die völlige Vernichtung der englischen Landmacht ist die unerläßliche Bedingung des Besitzes von Indien. Nun darf man aber nicht vergessen, daß Indien schwer zugänglich ist, und daß die Briten, selbst nach einer Niederlage, nicht verloren sind. In dieser Rasse steckt noch ein Kern von Lebenskraft, der auf das höchste angespannt oft das scheinbar Unmögliche möglich gemacht hat. Die Engländer und in noch stärkerer Maße die schottischen Hochländer kämpfen unter mutiger Führung — und die wird nicht fehlen — mit bulldoggenhafter Zähigkeit, die irischen Truppen mehr mit der kühnen, leidenschaftlichen Hingebung, die den Franzosen eigen ist.

Über den englischen Infanteriesoldaten hat ein höherer Offizier eine Charakteristik geschrieben, aus der folgende Sätze hervorgehoben zu werden verdienen: „Der britische Infanterist hält, trotz seiner häufigen Ausschweifungen im Trinken, Strapazen mit großer Widerstandskraft aus, sobald er wirklich diszipliniert ist; dazu hat er aber drei Jahre Dienstübung nötig. Man hat behauptet, daß seine Zähigkeit in der Schlacht nur aus seinem phlegmatischen

Temperament entspränge, ohne moralische Impulse. Das ist eine durchaus irrthümliche Auffassung. Die Heere Bonapartes fochten auf glänzenden Schlachtfeldern, wo jeder Helm einen Strahl des Ruhmes auffangen konnte. Der britische Soldat kämpfte in strenger Unterordnung und im kühlen Schatten des adlichen Kommandos (under the cold shade of aristocracy). Keine Auszeichnung belohnte seine Standhaftigkeit, keine Depeschen verkündeten seinen Namen den Landsleuten daheim; sein Tod blieb unbemerkt."

Ganz buchstäblich braucht man das nicht zu nehmen; auch kommt dabei in Betracht, daß der, der das schreibt, ein Engländer ist. (Colonel Napier, History of the Peninsula War.) Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß diese Darstellung Wahres enthält und gewisse Eigenschaften betont, die die stammverwandten angelsächsischen und deutschen Soldaten kennzeichnet.

Für das englische Nationalgefühl ist es auch sehr bezeichnend und auffällig, daß in Nelsons Flaggsignal bei Trafalgar das Wort duty (Pflicht) hervorgehoben wurde. Nach glaubwürdiger Überlieferung soll dieses Signal auf der Flotte keine stürmische Begeisterung hervorgerufen haben, sondern Bewunderung! Die Matrosen hätten sich verblüfft angesehen und gefragt: Do our duty? Of course, we shall do our duty.

In neuerer Zeit haben englische Truppen nur gegen halbwilde Horden gekämpft. Über die militärischen Eigenschaften der Führer läßt sich aus den billigen afrikanischen Lorbeern nichts schließen, ebenso wenig wie aus den amerikanischen Erfolgen bei Santiago und Manila. Vom militärischen Standpunkt aus halten sie keiner eingehenden Prüfung stand.

Wichtiger erscheinen die wiederholten Niederlagen der Engländer gegen die Buren, die nicht nur auf die Führer, sondern auch auf die Truppen ein recht zweifelhaftes Licht werfen. Bei Majuba-Hill — und zu mehreren malen auch anderswo — haben die wackern Bauern der südafrikanischen Republik gute britische Regimenter (auch Hochländer) von der Rückseite zu sehn Gelegenheit gehabt. Eine Erklärung für diese etwas beschämende Thatsache wird man wohl darin suchen müssen, daß die hartnäckige holländische Bauernrasse mit großer Zähigkeit für ihre Freiheit in den Kampf zog, während die englischen Soldaten (bei den häßlichen Überfällen eines kleinen tapfern Volk durch eine Weltmacht) ohne Begeisterung fochten. Außerdem sollen die Buren gut zielen ehe sie schießen, wodurch der moralische Mut der Truppen im Ertragen von Verlusten auf eine viel härtere Probe gestellt wurde, als gegen die Neger und Derwische.

Anders liegt die Sache den Russen gegenüber. Die Größe der Aufgabe und die Wichtigkeit des Objekts wird die Aufopferungsfähigkeit der Engländer erhöhen. Jeder Engländer weiß, was da auf dem Spiel steht, denn er ist geborner Politiker. Der ganze Staat empfindet bis in jeden Einzelnen hinein einheitlich. Nicht so in Rußland. Dem Muschik ist es ganz gleichgiltig, gegen wen er zu kämpfen hat, denn er weiß überhaupt nicht, was ein Engländer ist.

Die große Masse bleibt vollständig stumpf. Die geknebelten Kleinrussen, Finnländer oder Kaukasier haben zudem für großrussische Machterweiterung begreiflicherweise gar keine überflüssige Sympathie.

Bei dem russischen Heere kommen psychologisch noch folgende Umstände in Betracht: Ihre fähigsten und gebildetsten Offiziere sind Abkömmlinge von Deutschen. Diese sind die Elite des Offizierkorps. Sie bekleiden aber selten die höchsten, meistens die zweiten Rangchargen. In angeborenem Rassenhaß steht ihnen eine Anzahl der höchstkommandierenden russischen Befehlshaber zur Seite, besser gesagt „gegenüber.“ Was dieser Deutschenhaß den Russen vor Plewna und am Schipkapaf gekostet hat, ist wohl kaum nach zehntausenden zu berechnen! Wenn man aber bedenkt, wie lange die schlecht organisierten Türken (denn damals hatte von der Holz noch nicht sein großes Reorganisationswerk begonnen) gegen die russische Übermacht standhielten, welche unglaublichen Zustände in der Armee des Zaren herrschten, so kann man einige Bedenken über den mutmaßlichen Wert der russischen Heere gegen europäische Truppen nicht ganz unterdrücken. Auf jeden Fall werden die Russen keinen uneinigen Feind vor sich haben, wie in der Türkei.

Der Zusammenstoß zwischen England und Rußland hat Ähnlichkeit mit einem Faustkampf zwischen einem ungeschlachten Riesen und einem gewandten Faustkämpfer von Profession. Schnelligkeit und Freiheit der Muskelbewegungen geben dem Boxer den Vorteil über rohe Kraft. Denn der englische „Walffisch“ erfreut sich der größten Bewegungsfreiheit in seinem Element, während der russische „Elefant“ als Staatskörper betrachtet an einer Hypertrophie des Gehirns leidet, verbunden mit einer dauernden Atrophie seines Magens (Hungernot, schlechte Finanzen, Armut des Mittelstandes). Ein politisch freies und reifes Volk hat immer einen Vorsprung vor einem unmündigen, ohne Zusammenhang, ohne Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte, ohne gemeinsame Interessen zwischen Regierung und Regierten. Auf „gesunden Stoffwechsel“ kommt es bei staatlichen Organismen ebenso sehr an, wie bei Einzelwesen. In Rußland ist der Blutumlauf langsam und stockend, im britischen Weltreich schnell und gesund.

Darf ich aus der Kenntnis des englischen Nationalcharakters meine persönliche Ansicht äußern, so ist es diese: Wenn es Großbritannien nicht noch im letzten Augenblick gelingt, durch Drohungen und Kraftdemonstrationen zur See die Russen von einem Angriff abzuschrecken,*) so wird an dem Tage, wo die Kriegserklärung zwischen Slawen und Angelsachsen erfolgt ist, ein elektrischer Schlag durch das britische Weltreich gehn, der seinen innern Zusammenhang

*) Die vor kurzem so energisch betriebnen englischen Flottenrüstungen bei Gelegenheit des „Faschodarunnels“ sind auf die Initiative eines ehemaligen deutschen Kaufmanns zurückzuführen; denn der jetzige Chef der Admiralität, Mr. Goschen, ist der frühere Chef der deutschen Firma Frühling und Göschen in London gewesen! So giebt Deutschland seine Kräfte nach „Osten und nach Westen“ ab.

zeigen wird, wie das plötzliche Leuchten eines elektrischen Leitungssystems von unzähligen Glühkörpern. Solange es möglich ist, werden die Engländer, als die *beati possidentes*, den Kampf hinauschieben. In dem Augenblick aber, wo er unvermeidlich wird, werden sie ihn mit einer wilden Energie aufnehmen und ihren letzten Mann und ihren letzten Penny an ihn wenden. Bei den kolossalen Reichümern, den gesunden Finanzen und der zähen Volkskraft der Rasse ist der ungünstige Ausgang des Kampfes keineswegs eine ausgemachte Sache. Rußland müßte sehr gesunde innere Zustände haben, wenn es einen solchen Gegner überwinden sollte. Die neuesten Aufdeckungen russischer Finanzen (s. Grenzboten Nr. 2) lassen diese in einem recht traurigen Lichte erscheinen. Daß Frankreich sofort dem russischen Bruder Milliarden anbietet, wenn dieser dem verhassten Albion zu Leibe geht, ist selbstverständlich; um Krieg anzufangen ist immer Geld vorhanden. Um ihn auszuhalten, ist England weit überlegen. In dem Kampf zwischen Slaven und Angelsachsen wird die Welt erfahren — und eine gewisse Klasse deutscher Vierbankpolitiker wird staunen —, wie groß die innere Macht Großbritanniens und wie groß die innere Ohnmacht Rußlands ist, das bei allem äußern Glanz ein kranker Koloss bleibt. Für die politische Reife eines Deutschen giebt es keinen bessern Maßstab als den, auf welcher Seite er in diesem großen Rassenkampfe stehen wird, in dem, wie überall, die geistigen und moralischen Kräfte den Ausschlag geben müssen.

Im modernen Kriege mit seiner furchtbaren Zerstörungstechnik werden höhere moralische Anforderungen an den Soldaten gestellt, als je zuvor. Der Wert des kalten Mutes im Gegensatz zum tierischen ist größer geworden. Der kühle Mut der Besonnenheit ist bei allen Kulturvölkern vertreten, am häufigsten aber — das ist Erfahrungsthatsache — bei den Nationen germanischer Abstammung mit regem Seeverkehr und Welthandel.

Wer längere Zeit im Auslande gelebt hat, lernt Rassenqualitäten erkennen und unterscheiden; er gewinnt die erforderliche Distanz zur Abschätzung der relativen Stärkegrade. Dem Deutschen in der Heimat wird die Erkenntnis, wie groß das Kraftzentrum des Reiches ist, kaum so klar zum Bewußtsein kommen, als dem im Ausland „zuschauenden,“ der Vergleiche anstellen kann mit den auswärtigen Zuständen. Unser Heer gewährleistet nur deshalb den Frieden, weil es die Fähigkeit hat, ihn zu erzwingen. Wohin wir unser Augenmerk zu richten haben, das wird angesichts der jüngsten überseeischen Verwicklungen wohl selbst dem Kurzsichtigsten klar geworden sein: auf den Ausbau unsrer tüchtigen, aber im Verhältnis zu einer Vereinigung der anglo-amerikanischen Seemacht doch lächerlich kleinen Flotte. Auf politische Rücksicht der Angelsachsen als Stammverwandte können wir uns — so bedauerlich diese Thatsache sein mag — nicht verlassen. Aber eine schlagfertige Seemacht zu haben, die dazu hinreicht, daß es sich die verantwortlichen Persönlichkeiten in Washington und London zweimal überlegen, ehe sie uns angreifen, darauf darf und muß

das deutsche Volk Anspruch machen. Dem chauvinistischen Preßlärm von hüben und drüben brauchen wir im übrigen keine höhere Bedeutung beizumessen, als ihm zukommt.

Noch eine Frage erscheint wichtig: unser Verhältnis zu den Streitkräften Rußlands.

In Deutschland herrscht in ziemlich weitverbreiteten Kreisen eine Furcht vor der numerischen Übermacht Rußlands. Erst jüngst äußerte sich diese Stimmung in einem Aufsatz eines langjährigen Mitarbeiters der Grenzboten in der Wiener Zeit („Militarismus und Landwirtschaft in Preußen,“ von Carl Jentsch). Es wurde darin ernstlich der Gedanke erwogen, um vor Rußland Ruhe zu haben, müsse Deutschland bei Gelegenheit die russische Heermacht angreifen und zertrümmern. In Preußen sei man allerdings von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes keineswegs durchdrungen. Ich möchte hinzufügen, nicht nur in Preußen! Die Notwendigkeit würde doch nur vorliegen, wenn wir einem Angriff Rußlands, zu dem gar kein zwingender politischer Grund jetzt oder künftig vorliegt, vorbeugen müßten. Einen gefährlichen Gegner soll man nie unterschätzen. Aber für die freie Entfaltung eines großen Kulturstaates ist es ebenso notwendig, daß ihm das feste Vertrauen in seine eigne Stärke erhalten bleibt. Wenn unsre eigne Wehrkraft zu Lande nicht vermindert und zur See stetig vermehrt wird, so ist es keine Überhebung, wenn wir annehmen, daß wir jeden Angriff zurückzuweisen die Mittel haben. Selbst im äußersten Falle eines Krieges nach zwei Fronten, der möglich aber nicht sehr wahrscheinlich ist, sollte man auch im Deutschen Reiche die Überzeugung haben — die der gewinnt, der ausländische Verhältnisse mit unsrer Organisation, unserm Vorsprung in der Kultur und unsrer Arbeitskraft vergleicht —, daß sich die ganze einheitliche Stärke der Volkskraft bewähren wird, wie sie es noch immer gethan hat, wenn sie auf eine harte Probe gestellt worden ist.

Die Eigenschaft, auf die im Grunde unsre militärischen Erfolge zurückzuführen sind, ist, wenn wir sie beim rechten Namen nennen, nüchterne Zuverlässigkeit und Treue gewesen. Nüchternheit mit Freiheitsfimmel verbunden giebt eine Rasseeigenschaft, die in allen Kulturaufgaben die Führerschaft, im Kriege den Sieg verbürgen kann. Auf diese „nüchterne Tüchtigkeit,“ hinter der so viel warme Hingebung verborgen liegt, weil sie seelischen Ursprungs ist, die den Menschen zugleich „kühl und kühn“ macht, auf die dürfen wir uns auch in kommenden schweren Zeiten verlassen.

Wien

Wilhelm Schölermann

